

Besprechungen, in «Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento» (ISSN: 0392-0011), 39/2 (2013), pp. 85-116.

Url: <https://heyjoe.fbk.eu/index.php/anisig>

Questo articolo è stato digitalizzato dal progetto ASTRA - *Archivio della storiografia trentina*, grazie al finanziamento della Fondazione Caritro (Bando Archivi 2021). ASTRA è un progetto della Biblioteca Fondazione Bruno Kessler, in collaborazione con Accademia Roveretana degli Agiati, Fondazione Museo storico del Trentino, FBK-Istituto Storico Italo-Germanico, Museo Storico Italiano della Guerra (Rovereto), e Società di Studi Trentini di Scienze Storiche. ASTRA rende disponibili le versioni elettroniche delle maggiori riviste storiche del Trentino, all'interno del portale [HeyJoe](#) - *History, Religion and Philosophy Journals Online Access*.

This article has been digitised within the project ASTRA - *Archivio della storiografia trentina* through the generous support of Fondazione Caritro (Bando Archivi 2021). ASTRA is a Bruno Kessler Foundation Library project, run jointly with Accademia Roveretana degli Agiati, Fondazione Museo storico del Trentino, FBK-Italian-German Historical Institute, the Italian War History Museum (Rovereto), and Società di Studi Trentini di Scienze Storiche. ASTRA aims to make the most important journals of (and on) the Trentino area available in a free-to-access online space on the [HeyJoe](#) - *History, Religion and Philosophy Journals Online Access* platform.

Nota copyright

Tutto il materiale contenuto nel sito [HeyJoe](#), compreso il presente PDF, è rilasciato sotto licenza [Creative Commons](#) Attribuzione–Non commerciale–Non opere derivate 4.0 Internazionale. Pertanto è possibile liberamente scaricare, stampare, fotocopiare e distribuire questo articolo e gli altri presenti nel sito, purché si attribuisca in maniera corretta la paternità dell’opera, non la si utilizzi per fini commerciali e non la si trasformi o modifichi.

Copyright notice

All materials on the [HeyJoe](#) website, including the present PDF file, are made available under a [Creative Commons](#) Attribution–NonCommercial–NoDerivatives 4.0 International License. You are free to download, print, copy, and share this file and any other on this website, as long as you give appropriate credit. You may not use this material for commercial purposes. If you remix, transform, or build upon the material, you may not distribute the modified material.



Besprechungen

Giuseppe Antonio GUAZZELLI - Raimondo MICHETTI - Francesco SCORZA BARCELLONA (Hrsg.), *Cesare Baronio tra santità e scrittura storica*, Roma, Viella, 2012, 536 S., ISBN 978-88-8334-468-8

Der Band versammelt die Beiträge einer internationalen Konferenz, die vom 25. bis 27. Juni 2007 in Rom stattfand. Anlass dazu war der 400. Todestag des Kardinals Cesare Baronio (Sora 1538-Rom 1607). Dieser neue Band steht anderen Publikationen zur Seite, die aus wissenschaftlichen Veranstaltungen zum selben Anlass erwachsen waren (*Arte e committenza nel Lazio nell'età di Cesare Baronio. Atti del Convegno internazionale di Studi, Frosinone e Sora 16-18 maggio 2007*, hrsg. von P. Tosini, Roma 2009; *Baronio e le sue fonti. Atti del convegno internazionale di Studi, Sora 10-13 ottobre 2007*, hrsg. von L. Gulia, Sora 2009). Im Rahmen dieser Forschungslandschaft leistet das Buch vor allem auf zwei Feldern einen wichtigen Beitrag. Erstens werden, durch eine Konzentration auf Begriffe wie Heiligkeit und Geschichtsschreibung, die Nuancen – oder besser gesagt, die konflikträchtigen Elemente – untersucht, welche die historischen Werke Baronios (die *Annales ecclesiastici* und das *Martyrologium Romanum*) kennzeichnen. Zweitens werden die Darstellungen untersucht, die – sowohl auf dem Feld der Historiographie als auch in dem jahrhundertelangen Prozess um seine Heiligsprechung – von seinen Werken und von seiner Tätigkeit als einflussreichem Mitglied der Kurie gegeben wurden.

Was den ersten Aspekt anbelangt, so hat man bemerkt, dass Baronio sich zwar der jüngsten Fortschritte der Philologie und der historischen Kritik bewusst war. Als «offiziell» Historiker der Kirche gelang es ihm jedoch nicht, sich von einer apologetischen Notwendigkeit zu befreien: Er musste die Identität und die Vorrechte der nachtridentinischen Kirche bestätigen. Baronio selbst stellte seine Bemühungen als Historiker als Unternehmung dar, welche von einem göttlichen Auftrag herrührte und, gemäß der Vorsehung, darauf ausgerichtet war, die Rechtmäßigkeit der katholischen Kirche in Auseinandersetzung mit den Protestanten zu untermauern. In diesem Sinn erscheint eine parallele Lektüre der Beiträge von Mario Mazza und Simon Ditchfield nützlich. Mazza setzt die methodologischen Besonderheiten Baronios in einen historiographischen Kontext und zieht dabei auch den Vergleich mit der zeitgenössischen protestantischen

Historiographie. Er hebt hervor, dass Baronio und sein Werk einem Moment des Übergangs angehörten: Gemeint ist der Übergang von Formen des historischen Schreibens, die der mittelalterlichen Tradition zuzurechnen sind, hin zu neueren Formen, die mehr im gelehrten Panorama der Frühen Neuzeit verankert sind. Simon Ditchfield erklärt, inwiefern die Geschichte Baronios eine *Historia sacra* war, die eng mit Liturgie und Gebet verknüpft war. Sie war in die «Kultur des Erinnerns» eingebunden, die sich als besonderer Charakterzug des Katholizismus in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts etablierte. Baronio beschwor in seiner Geschichte die Exempel Christi, der Märtyrer und Heiligen herauf, und er zeichnete, in Erwartung des Endes der Welt, die künftige Kommunion mit ihnen vor.

Eine solche Überlegung zu den generellen Charakteristiken des Werkes Baronios wird dann durch die detaillierte Analyse einiger Gesichtspunkte vertieft. Zu nennen sind hier Beiträge über: die Redaktion des *Martyrologium Romanum* (Giuseppe Guazzelli); die Rolle, die Baronio im Konflikt zwischen Venedig und Rom spielte (Stefano Andretta); das komplizierte Verhältnis zu Spanien, in dem Baronio durch seine Gelehrsamkeit die Positionen Roms unterstützte. In diese letztere Auseinandersetzung fügt sich auch die Debatte über die Doktrin des Luis Molina ein, zu der Baronio sich äußerte (Paolo Broggio).

Der zweite Hauptaspekt des Bandes betrifft, wie oben angedeutet, das Nachleben Baronios, d.h. die Wahrnehmung und Darstellung seines Werkes und seiner Person. Verschiedene Aufsätze unterstreichen, dass seine Schriften als eine Art Schatzkammer gesehen wurden, in der das gesamte historische und kulturelle Vermögen der römischen Kirche aufbewahrt war. Schon in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts galt Baronio als maßgeblicher Bezugspunkt, beispielsweise für die katholische Gelehrtenwelt Polens: Er verkörperte eine Quelle und ein Vorbild für das Werk des Piotr Skarga (vgl. den Beitrag von Andrea Ceccherelli). Durch Vermittlung Polens wurden seine Werke auch in denjenigen osteuropäischen Gebieten eine oft benutzte Quelle, die direkter an Russland und die orthodoxen Metropolen angrenzten (trotz der Tatsache, dass seine Werke formell angefochten wurden; vgl. den Beitrag von Giovanna Brogi Bercoff). Die Vorbildrolle Baronios war allerdings nicht auf das historiographische Feld beschränkt, sondern er beeinflusste auch theoretische Überlegungen zur Kunst und zur Erforschung und Restaurierung frühchristlicher Denkmäler (vgl. die Beiträge im dritten Teil des Bandes von Lucrezia Spera, Ingo Herklotz und Alessandro Zuccari).

Der problematischste Aspekt des Nachlebens Baronios bleiben freilich die jahrhundertelangen Versuche, seine Anerkennung als Heiliger zu erreichen. Zwischen Baronios Heiligkeit und seinem historischem Schreiben hat sich in der Folge

ein anscheinend unversöhnlicher Konflikt gebildet. Michetti (in der Einleitung) und Guazzelli (in den Schlussbemerkungen) gehen dem Konflikt nach. Dieser habe Baronio in einer konventionellen hagiographischen Darstellung «gefangen gehalten», welche eine vertiefte Analyse seiner Schriften und seiner Taten behinderte. Der Konflikt habe schlussendlich auch den Blick darauf getrübt, wer Baronio wirklich war. Zwei Beiträge untersuchen die Konstruktion des hagiographischen Bildes Baronios und den Seligsprechungsprozess (Tommaso Caliò, Edoardo Aldo Cerrato). Sie zeigen, dass die Versuche, die auf kultische Anerkennung Baronios abzielten, immer auf der Grundlage von beträchtlichem dokumentarischen Material durchgeführt worden sind.

Dieser Sammelband unterstreicht die Notwendigkeit, sich mit erneuertem kritischem Geist auf das hagiographische Bild Baronios zu konzentrieren und dabei das Material zu verwenden, das für die Niederschrift seiner bisherigen Biographien sowie für seine Selig- und Heiligsprechungsprozesse gesammelt wurde. Nur so kann man das Nachleben Baronios besser verstehen und nur so könnte auch entstehen, was bisher das größte Desideratum im Schrifttum über Baronio bleibt: eine aktuelle wissenschaftliche Biographie.

Stefan Bauer

Giovanni RICCI, *Appello al Turco. I confini infranti del Rinascimento*, Roma, Viella, 2011, 182 S., ISBN 978-88-8334-635-4

Mit *Appello al Turco* vervollständigt Giovanni Ricci eine Trilogie, die er 2002 mit der *Ossessione Turca* begonnen und 2008 mit *I Turchi alle porte* fortgesetzt hatte – Arbeiten, in denen er die reale oder imaginierte Präsenz der Türken in der italienischen Kultur, Gesellschaft und Politik der Renaissance untersucht hatte. Der Leitfaden dieses Forschungsjahrzehnts war die Infragestellung der Theorie des amerikanischen Politologen Samuel Huntington vom «Kampf der Kulturen», die in den Jahren des Übergangs vom 20. ins 21. Jahrhundert viele Diskussionen und Kritik hervorgerufen hat.

In den Rahmen der Revision dieses Konfliktmodells reiht sich nun die Analyse des expliziten Appells, den die europäischen Herrscher, und insbesondere die italienischen, in der Renaissance an die Türken gerichtet hatten. In diesem Band illustriert der Autor die überraschende Leichtigkeit, mit der sich die Christen an die Türken wandten (oder damit drohten), um im Zeitraum zwischen

zwei traumatischen und periodisierenden Ereignissen – der Eroberung von Konstantinopel im Jahr 1453 und der Schlacht von Lepanto 1571 – ihre politischen oder privaten Konflikte zu lösen.

Ricci benutzt schreibgewandt und mit einem sehr persönlichen wissenschaftlichen Stil die Mikrogeschichte als heuristisches Instrument; und mit Biographiefragmenten mehr oder minder bekannter Persönlichkeiten gelingt es ihm, ein Bild zu zeichnen, das weitgehend von der offiziellen Version der Geschichte abweicht. Wir befinden uns hier in einer reichen Tradition der italienischen Historiographie, der Mikrogeschichte, mit Carlo Ginzburg als ihrem Stammvater. In der Tat werden Lücken in den Quellen häufig durch Interpretation und den Erzählstil des Autors gefüllt. Die geschickt zusammengestückelten eher schwachen dokumentarischen Spuren ergeben ein überraschendes Beziehungsgeflecht zwischen Welten, die eigentlich unverkennbar gegeneinander gerichtet sein sollten.

Das Beispiel kam von oben, vom Zentrum der Christenheit, von den Römischen Päpsten. Der erste Papst, der sich an die Türken wandte, war Pius II. Piccolomini. In einem Brief an Mehmet II. (1460/61) forderte der Papst den Sultan auf, zum Christentum zu konvertieren und bot ihm im Gegenzug den Titel «Kaiser der Christen» und den Beginn einer Friedensperiode an. Der Aufforderung wurde natürlich nicht nachgekommen und wenig später sollte Pius II. sich zum Kreuzzug entschließen. Aber mit Hilfe von etwas Vorstellungskraft kann man den Blick auf kontrafaktische Möglichkeiten einer alternativ verlaufenen Geschichte werfen: welchen Namen hätte der zum Christentum konvertierte osmanische Sultan wohl angenommen?

Auch Päpste wie Alexander VI. Borgia taten das Unaussprechliche: Sie wandten sich an die Türken. Als Karl VIII. in Italien einfiel wandte er sich nach Osten und versuchte ein Bündnis mit Bayezid II. einzugehen. In einem Brief vom Mai 1494 vertraute der Papst dem Sultan Schutz und Verteidigung des Kirchenstaates an. Auch in diesem Fall fiel der Appell auf taube Ohren. Und im Gegenzug waren es wieder die Türken, an die sich die Italiener wandten – wie beispielsweise der Florentiner Gelehrte Agostino Vespucci –, um von der Korruption und Erniedrigung des Borgia-Papstes befreit zu werden.

Auch wenn der Appell des Papstes am meisten überrascht, richteten sich in der durch die französische Militärpräsenz auf der Halbinsel erzeugten Panik auch andere italienische Fürsten an die Türken. So beispielsweise der Herzog von Mailand, Ludovico il Moro. Im Jahr 1499, als er sich von dem mit Frankreich verbündeten Venedig bedroht sah, bot er Sultan Bayezid II. im Gegenzug für Militärhilfe die Hand einer seiner Töchter. Als er schließlich seinen Staat verloren hatte, sandte er Botschafter zum Topokapi-Palast, um für seine Interessen zu

sprechen und die Türken in die europäische Politik miteinzubeziehen. Dasselbe tat die Republik Venedig nach der militärischen Niederlage, die sie 1509 die Kontrolle über die Terraferma gekostet hatte. Im venezianischen Senat wurde lange über die Möglichkeit debattiert, die Türken als Alliierte nach Italien zu rufen. Und die Allianz mit dem osmanischen Sultan wurde schließlich 1536 vom König von Frankreich besiegelt, um sich der wachsenden Macht Kaiser Karls V. entgegenzustellen. Diese Politik der Freundschaft und Zusammenarbeit wurde nach dem Sechs-Tage Krieg von 1967 sogar von General Charles de Gaulle wieder in Erinnerung gerufen.

Neben den Geschichten von «hohen Herren» – von Botschaftern, Heerführern Dogen, Päpsten, Fürsten und Souveränen – kommen auch Geschichten von weniger bekannten Menschen zum Vorschein. Beispielsweise die eines Bologneser Kürschners. Im Jahr 1508 wurde der Handwerker auf dem Platz von Bologna gehängt, da er gegenüber dem päpstlichen Gouverneur erklärt hatte, die Herrschaft der Türken der der Priester vorzuziehen. Sein Ruf nach den Türken hatte keine politische Zielsetzung, sondern war Ausdruck eines in der italienischen Gesellschaft weit verbreiteten Antiklerikalismus und kostete ihn letztlich das Leben. Oder die des Propheten Salomon Molcho, der im Jahr 1532 auf dem Scheiterhaufen in Rom verbrannt wurde, da er öffentlich die Türken dazu aufgerufen hatte, den päpstlichen Stuhl zu besetzen.

Deutlich seltener gab es muslimische Hilferufe an Christen. Wenn, dann kamen sie aus dem Grenzgebiet von Christentum und Islam. Aus geopolitischen Gründen riefen vor allem Muslime aus Nordafrika Christen um Hilfe an.

Die Türken nahmen die christlichen Appelle nie wirklich ernst, aber die pure Existenz dieser Bitten und ihrer Zurückweisungen ist bedeutsam und trägt dazu bei, das Bild einer erbarmungslosen Konfrontation zu zerstören. Die Bitten, da sie uns Christen zeigen, die bereit waren, sich mit den Türken zu alliieren; die Zurückweisungen, da sie die Türken als wenig kriegerisch zeigen. In beiden Fällen bleibt die Religion im Hintergrund und ist nur selten ein entscheidender Faktor.

Diesem Buch kommt das Verdienst zu, die Unzuverlässigkeit und Unbegründetheit vieler historischer Simplifizierungen, die die Basis von Huntingtons Theorie vom «Kampf der Kulturen» bilden, zu demonstrieren. Das in der Renaissance zwischen dem Okzident und der islamischen Welt entstandene Verhältnis war ein widersprüchliches und schwieriges, und daran hat sich bis heute wenig geändert. Dieses Verhältnis bestand zwar aus Ängsten und Zusammenstoßen, aber auch aus Begegnung und Austausch, aus einzelnen Identitäten, die sich einbrachten und so die Grenzen zwischen zwei offiziell gegnerischen Welten durchbrachen und durchlässiger machten.

Das Mittelmeer war der Raum in dem sich diese Grenzen verwischten. Und zwischen den Zeilen dieses Buches kann man eine gegen die Theorie des Konfliktes gerichtete Perspektive erkennen, diejenige der sogenannten «mediterranen Alternative». Von arabischen und europäischen Historikern ausgearbeitet, stützt sich diese Theorie auf die Kompromissfähigkeit und die friedliche Koexistenz, welche vor dem Ausbruch der Nationalismen im 19. Jahrhundert und der politischen und religiösen Integralismen im 20. die Bewohner des Binnenmeeres ausgezeichnet habe.

Das Thema bleibt von großer Aktualität. Heutzutage erregt die Aufnahme der Türkei in Europa gegensätzliche Reaktionen und gibt der kollektiven Angst einer 'Bedrohung' durch die Türken vor den Toren des christlichen Westens erneut Auftrieb. Die Kontinuität mit der Vergangenheit, so erinnert uns der Autor, liegt im Grunde im Schwanken zwischen kollektivem «Konflikt» und individueller «Begegnung».

Massimo Rospocher

(Aus dem Italienischen von Magnus Ressel)

Susanna PEYRONEL RAMBALDI, *Una gentildonna irrequieta. Giulia Gonzaga fra reti familiari e relazioni eterodosse*, Roma, Viella, 2012, 368 S., ISBN 978-88-8334-926-3

Die Biographie von Giulia Gonzaga (1513-1566), einer herausragenden Repräsentantin der «Peripherien des bereits peripheren Mantuaner Staates» (S. 33), erlaubt es der Autorin, von einer bevorzugten Stellung aus eine Epoche umfangreicher Veränderungen in der Geschichte des 16. Jahrhunderts in Italien nachzuzeichnen (S. 17) und sich gründlich in ihre speziellen Eigenheiten zu vertiefen. Das Buch konzentriert sich einerseits auf Aspekte und Dynamiken politischer Art, von der beginnenden Marginalisierung der kleinen norditalienischen Fürstentümer in Folge der italienischen Kriege und dem sich daraus ergebenden Autonomieverlust – ein Vorspiel auf die endgültige Behauptung der spanischen Macht auf der italienischen Halbinsel –, und parallel dazu auf den schwierigen Prozess der Normalisierung des Königreichs Neapel; sowie andererseits auf religiöse Fragen, die von der endgültigen Niederlage der Reformationsbewegungen und der durchgreifenden Etablierung des Inquisitionsapparates bestimmt werden.

Sehr interessant ist die Rekonstruktion der Netzwerke und Verbindungen der verschiedenen Zweige des Hauses Gonzaga, die die Autorin, anhand neuerer

historiographischer Erkenntnisse über die Beteiligung aristokratischer Frauen an Prozessen zum Machterhalt der eigenen Familie, an den Dynamiken und Strategien verbunden mit politischen Loyalitätswechslern und Treuebrüchen und ganz allgemein an den gesellschaftlichen Veränderungen beschreibt. Die Autorin beginnt mit der Neapolitanerin Antonia dal Balzo, der Frau des Stammvaters der Herzöge von Sabbioneta, Gianfrancesco Gonzaga, und Großmutter von Giulia und beleuchtet vor allem die entscheidende Rolle der Frauen der Dynastie darin, die Erhaltung des Lehenbesitzes sicherzustellen. In einem von «horrende guerre» heimgesuchten Italien zwangen die langen oder – noch schlimmer – endgültigen Abwesenheiten der meist mit dem Kriegshandwerk beschäftigten Ehemänner die Ehefrauen, sich *volens volens* um Verwaltung und Familienführung, Pflege und Erziehung der Kinder, Aufbau und Unterhalt dauerhafter politischer Bindungen, die den Schutz und Zuwachs von Ländereien, Gütern und Titeln sichern sollten, zu kümmern. Diese Strategien waren jedoch nicht selten kurzlebig, unterbrochen vom Witwendasein, das sie über kurz oder lang heimsuchte.

Giulia Gonzaga hatte den Ruf, eine wunderschöne Frau zu sein; wie eine vom Himmel herabgestiegene Göttin beschrieb sie Ludovico Ariost in seinem «Rasenden Roland». 1526 heiratete sie Vespasiano Colonna, Herzog von Traetto und Graf von Fondi. Nach nur zwei Jahren Ehe verwitwet, hatte die Edelfrau trotz andauernder Vorsichtsmaßnahmen und der Unterstützung von Familienangehörigen, Politikern und Prälaten über ihre Lehensgüter eine «sehr prekäre» Macht (S. 90), wie die Autorin hervorhebt, indem sie den dramatischen Angriff auf Fondi durch den osmanischen Korsaren Barbarossa mit der schwierigen Affäre vor dem Hintergrund des Todes von Kardinal Ippolito de Medici verknüpft, mit dem sie eine enge Beziehung unterhielt.

Nachdem sie 1535 nach Neapel in den Konvent von San Francesco delle Monache übersiedelt war (von wo aus sie jedoch weiter die Politik ihrer Familie verfolgen konnte), erlangte Giulia in der verwickelten Streitsache in der Erbangelegenheit, die sie gegen ihre Stieftochter Isabella austrug, die Unterstützung von Juan de Valdés, dem Beauftragten von Kardinal Ercole Gonzaga. Vor dem Hintergrund der Einsamkeit, die durch die Sorgen um die Zukunft ihres kleinen Neffen Vespasiano, Sohn ihres Bruders Luigi Rodomonte, verstärkt wurde, entstand zwischen Giulia Gonzaga und Juan Valdés, der unter dem Schutz von Kaiser Karl V. zu Beginn der dreißiger Jahre des 16. Jahrhunderts nach Italien gekommen war, um der 'Aufmerksamkeit' der spanischen Inquisition zu entgehen, eine intensive geistige Beziehung (Giulia wurde sehr schnell als seine beste Schülerin angesehen, die Bevorzugte, ein «Maßstab für die anderen» (S. 151)). Diese Beziehung war, zwischen der Lektüre der Paulusbriefe und der Aufforderung, den Reichtum an «innerer Frömmigkeit» zu pflegen, durch eine

graduelle Entwicklung mit klaren nikodemitischen Akzenten hin zur «Beherrschung der 'Affekte' und 'Lüste' des Geistes» (S. 120) gekennzeichnet.

Wie in Genua und Venedig und in schwächerer Form auch in Rom, erscheint Neapel in den dreißiger Jahren von einer intensiven religiösen Unruhe erfasst, die sich nicht immer innerhalb der Grenzen der doktrinären Orthodoxie bewegte und in den Klöstern und Bruderschaften eine dermaßen starke Verbreitung fand, dass sich der bereits frühzeitig mit dem Kampf gegen den antirömischen Dissens beschäftigte Gian Pietro Carafa gezwungen sah, seine treuen Theatiner in das Königreich zu entsenden (S. 118). In diesem Zusammenhang signalisierte die berühmte Predigt von Bernardino Ochino im Jahr 1536, die Valdés den Anstoß gab, die spirituelle Erziehung von Giulia in formeller Weise anzugehen (S. 119), einerseits den Beginn der Verfolgungen des Sieneser Kappuziners und andererseits die Vorboten des ersten Drucks auf die Schüler des spanischen Reformators, die bislang eine führende Rolle in der Bruderschaft der Bianchi della Giustizia gespielt hatten.

Von diesem Moment an verband sich die Geschichte von Giulia Gonzaga, gut von der Autorin dargestellt, auf verschlungene Weise mit derjenigen von anderen berühmten Aristokraten und Aristokratinnen, niederen und hohen Geistlichen, Frommen und weiteren hochrangigen Persönlichkeiten der Gesellschaft Italiens, die sich mit der Lehrautorität Valdés verbunden sahen, und entwickelte sich inmitten «der Spannungen und des Klimas von Erwartung und Hoffnung, der Kritik an der kirchlichen Autorität, von Projekten der Erneuerung», die die Halbinsel in den Jahren zwischen der ersten und zweiten Jahrhunderthälfte kennzeichneten (S. 18). Dies brachte die in den vierziger Jahren die von Carafa selbst erneuerte römische Inquisition dazu, ihre Netze enger um den «weltlichen Adel und die Geistlichen ganz Italiens» zu spannen (S. 166). Um 1552 konzentrierte sich das Interesse des Heiligen Offiziums auch auf Giulias Aktivitäten (Gonzaga «machte sich über Anklagen lustig, und führte ihre kulturelle Minderwertigkeit als Frau an», S. 324). Nach ihrem Tod 1566, während des Pontifikats von Pius V., beschlagnahmten die Inquisitoren ihre Korrespondenz und bereiteten damit – dank auch der Beteiligung von Cosimo I. Medici den Prozess vor, der zur Hinrichtung des Florentiner Protonotars Pietro Carnesecchi führen sollte. Dieser hatte die Mantuaner Adelige in «die heilige Lehre und das Gespräch von Valdesio» eingeführt. Damit wurde die Bewegung endgültig unterdrückt.

Wie die Autorin in ihren Schlussfolgerungen unterstreicht, verlief das Leben von Giulia Gonzaga parallel zu einer Transformation der italienischen Gesellschaft, die im Verlauf von etwa 50 Jahren von einer massiven antiklerikalen Spannung, typisch für das frühe 16. Jahrhundert, bis zur endgültigen Unterwerfung des weltlichen Adels unter die kirchliche Autorität reichte, die die «herrschenden

italienischen Klassen im Tausch für eine Allianz mit der Kirche als langfristige Stabilitätsgarantie akzeptierten» (S. 326). Auf der Strecke blieben dabei die fruchtbaren Ansätze einer Erneuerung der Doktrinen und, damit weitgehend einhergehend, der Religion, die sich für eine kurze Zeit Dank der aktiven Teilnahme von Laien und der Vorherrschaft der Frauen entfalten konnten. Diese Ansätze mündeten nach der Unterdrückung und der Kontrolle durch die Inquisition dennoch «in vielen individuellen Erfahrungen mit grundsätzlich verschiedenen Ergebnissen trotz der bisweilen gemeinsamen Ursprünge» (S. 323).

Andrea Vanni

(Aus dem Italienischen von Magnus Ressel)

Ottavia NICCOLI, *Vedere con gli occhi del cuore. Alle origini del potere delle immagini*, Roma - Bari, Laterza, 2011, 208 S., ISBN 978-88-420-9661-0

Wir sind es gewohnt, die Kommunikationstypen unserer Zeit als ein multimediales System zu betrachten, welches aus Botschaften zusammengesetzt ist, die sich an den einen oder den anderen unserer Sinne richten. Zugleich jedoch setzen wir eine andauernde Wechselwirkung zwischen der Fähigkeit zur Perzeption, Elaboration und Speicherung der von uns empfangenen Signale als gegeben voraus. Diese Annahmen sind nicht falsch, wir vergessen aber häufig, dass diese Art der Ausstrahlung und Aneignung von Wissen nicht ausschließlich der Gegenwart vorbehalten sind. Ottavia Niccoli zeigt, dass «die Kommunikationswelt am Ende des Mittelalters und zu Beginn der Frühen Neuzeit auf ihre Art eine multimediale Welt war; sie war von den Bemühungen gekennzeichnet, bei ihren Nutzern mentale Strukturen an der Grenzen zwischen Wort und Bild, zwischen Hören und Sehen entstehen zu lassen, in die jede Art von Wissen ordentlich eingefügt werden konnte» (S. 8).

Der Titel des Buches, *Vedere con gli occhi del cuore* [Sehen mit den Augen des Herzen], verweist auf eine eigentümliche Form der Interaktion mit der Realität. Diese geht vom Blick aus, endet aber noch lange nicht mit dem Akt des Sehens, sondern sie erstreckt sich sogar noch über die Emotionen (traditionell dem Herzen zugeschrieben) hinaus, auf die weiteren Sinne: sie schreibt beispielsweise von «astender und empfundener Anbetung», von «an der Stelle des Gesichts Christi oder der Heiligen berührten, umarmten und vor allem geküssten Motivbildern» (S. 59), von verschluckten Drucktexten, von verzehrtem Pulver von Bildern zu Heilungszwecken (S. 45-46). Thema des Bandes sind

die durch verschiedene Beziehungen zu den heiligen Bildern ausgedrückten religiösen Erfahrungen von Frauen und Männern, die am Ende des Mittelalters und dem Beginn der Frühen Neuzeit in Italien gelebt haben. Es handelt sich um eine dynamische Analyse, bei der gebührende Rücksicht auf die durch die Wandlungen des sozialen und kirchlichen Kontexts sich verändernde Verehrung von Bildern, Drucken und eingeschnitzten Bibelzitataten genommen wird. Insbesondere gilt diese Rücksicht für den Einbruch der reformatorischen Ideen, die die Rolle der physischen Bilder bei der Herstellung einer Beziehung zwischen dem Gläubigen und dem Übernatürlichen für nichtig erklärten. Niccoli nutzt für ihre Arbeit schriftliche und ikonografische Quellen verschiedensten Ursprungs, diese reichen von berühmten Darstellungen, spirituellen Tagebüchern, Inquisitionsprozessen, Motiv- und Schnitztafeln, bescheidenen Drucken und privaten Papieren; sie stellt Visionen, die dazu beigetragen haben, die post-tridentinische Geistlichkeit zu begründen (die Heiligen Ignatius von Loyola und Teresa von Ávila um zwei Beispiele zu geben), und Erfahrungen von Männern, Frauen und Kindern verschiedenster Herkunft und Kultur vor: Dies reicht von Adligen, wie dem Venezianer Gasparo Contarini bis hin zu anonymen Zeugen von Wundererscheinungen in verschiedenen Teilen Italiens. Wir werden somit mit einer erstaunlichen Menge an Zeugenaussagen konfrontiert, so vielen, dass es nicht immer leicht ist, dem Erzählstrang zu folgen, der manchmal inmitten des überbordenden Reichtums der schriftlichen und bildlichen Hinweise im Buch zu versinken droht. Eine Orientierungshilfe gibt uns die Autorin durch Darlegung der eigenen Absichten in der Einleitung (S. IX), nämlich «eine von der kunsthistorischen abweichende Perspektive zu bevorzugen, da sie eher als auf ein besseres Verständnis der Bilder auf die Rekonstruktion des Gebrauchs der Bilder innerhalb eines definierten kulturellen Kontextes» zielt. Die Analyse ist also nicht von einer künstlerischen Betrachtung oder ästhetischen Bewertung geprägt, sondern von einer Konzentration auf die Arten und Gründe der Anbetung.

Ein fester Bezugspunkt des Buches sind die wiederholten Verweise auf die bereits angedeutete entscheidende Beziehungsveränderung zwischen Gläubigem und Bild. Diese sind durch den Anfang der protestantischen Reformation und dem hierzu betriebenen Aufwand des Konzils von Trient gekennzeichnet und zeigen eine größere Aufmerksamkeit (manchmal aber in der Tat eine wirkliche Schwierigkeit) derjenigen, die sich mit der Notwendigkeit konfrontiert sehen, die Kultformen zu disziplinieren. Angesichts der Bilderfeindlichkeit der protestantischen, jüdischen und muslimischen Welt sahen sich das kanonische Recht und die Theologie gezwungen, konträre Fragen bezüglich der korrekten Form der Anbetung zu lösen, da diese ohne eine korrekte Form und Haltung innerhalb klarer Grenzen Gefahr liefen, in Paganismus und Idolatrie abzugleiten. Indem sie wiederholt auf das Konzil verweist, unterstreicht die Autorin, dass

insbesondere in diesen Jahren erkannt wurde, dass «die visionäre Erfahrung kontrollbedürftig sei und daher dazu bestimmt war, sich hauptsächlich in den Klostermauern zu erhalten, wo sie leichter zu disziplinieren schien» (S. 150).

Man muss betonen, dass ähnliche Bedürfnisse keine Eigenheit des europäischen religiösen Empfindens waren, im Gegenteil. In Bezug zur Alten Welt fügt sich die Studie von Ottavia Niccoli in eine fruchtbare Tradition von Studien ein, die in den Fußnoten eine umfangreiche Würdigung finden. Eine sehr interessante Forschungsperspektive wäre aber auch der Vergleich mit Forschungen zu anderen Zeugnissen der katholischen Disziplinierung der Anbetung von Objekten und Bildern, beginnend mit einem Bezug zu dem, was unserer Meinung nach eines der fundamentalen Werke zu diesem Thema ist, der reichhaltigen Arbeit von Juan Carlos Estenssoro Fuchs, *Del paganismo a la santidad* (Lima 1998). Hier wird die Beziehung zwischen Orthodoxie und Anbetung der Bilder mit großer Präzision im Kontext der Christianisierung des Vizekönigreiches Peru herausgearbeitet. Dieses Beispiel reicht aus, um das historiographische Interesse an einer wirklich sehr großen geographischen Perspektive, durch die Autorin in einem kurzen Verweis auf einen heiligen Holzschnitt, der für die Länder der Mission wichtig war (S. 32), angedeutet, zu unterstreichen.

Wir schließen mit einem Hinweis auf einen anderen roten Faden in dem Buch von Niccoli, die Pluralität der dem Akt des «Sehens» zugeschriebenen Bedeutungen: Hierzu zählen Zeugnisse von Visionen, die zwar nicht real sind, jedoch auf einen zutiefst inneren Erfahrungsraum verweisen; Erscheinungen, die ein intimes Universum aus durch häufige Wiederholung von Anbetungsgesten dermaßen verinnerlichten Figuren, so dass sie auf eine auf Bildern oder Drucken dargestellten Szenen basierende Vorstellungswelt zurückführbar sind, rekonstruieren; Ikonen, die just daher angebetet werden, da man sie nicht sieht, die ihre Kraft daraus ziehen, versteckt zu bleiben; Täfelchen, die die Gesichter der zum Tode verurteilten verstecken und sie am Sehen und Gesehen werden hindern; kanonische Instruktionen, wie auf Tuch oder Papier mystische Erscheinungen dargestellt sein sollen; Ratschläge zur Nützlichkeit der Figuren zur Erziehung der Kinder; und vieles weiteres mehr. Das Buch ist reich an Momentaufnahmen und Episoden, die in einer an Beispielen reichen Erzählung aufeinander folgen, manchmal in Form schneller Querverweise, die vermutlich darauf abzielen, den Leser zur Vertiefung mancher der vielen im Verlauf der Seiten dargebotenen Reflektionsanregungen neugierig zu machen.

Claudio Ferlan

(Aus dem Italienischen von Magnus Ressel)

Guido ALFANI - Matteo DI TULLIO - Luca MOCARELLI (Hrsg.), *Storia economica e ambiente italiano (ca. 1400-1850)*, Milano, Franco Angeli, 2012, 407 S., ISBN 978-88-56-84708-6, e-book

Das größte Verdienst dieser Aufsatzsammlung ist, dass sie eine Reihe neuer Studien zur Wirtschaftsgeschichte des italienischen Raums vorstellt und zwar im Lichte der jüngsten Debatten der internationalen *environmental history*, insbesondere der angelsächsischen, die in der Einleitung wiedergegeben wird. Die Themenfelder, um die die einzelnen Beiträge kreisen, sind die in der vorindustriellen Gesellschaft verfügbaren Ressourcen und Energiequellen sowie die Auswirkungen geodynamischer und klimatischer Bedingungen, womit der Band an eine Tradition der italienischen Historiographie anknüpft (A. Caracciolo, R. Morelli, P. Malanima, R. Finzi).

In den folgenden kurzen Bemerkungen wird es nicht möglich sein, der Tragweite der Forschungen, der Vielfalt der verwendeten Quellen und der angebotenen methodologischen Anstöße der 23 Aufsätze, die sich nahezu über das gesamte nationale Territorium erstrecken, gerecht zu werden. Ich beschränke mich daher darauf, dem Leser eine Übersicht über verschiedene Beiträge zu geben, manche eher analytisch und problematisierend, andere eher beschreibend.

Die sechs Aufsätze der ersten Hälfte des Bandes konzentrieren sich auf Institutionen als regulierende Instrumente der Interaktionen zwischen Mensch und Umwelt. Die hier untersuchten Themen reichen von den Praktiken der Angliederung der Kommunen (E. Colombo) zur Fähigkeit des Ökosystems des Casentino im präunitarischen Italien (L. Nicolini), über die Veränderungen des landwirtschaftlichen Anbaus und der Organisation des Oltrepò Pavese, in der Provinz Pavia südlich des Po (L. Maffi), bis hin zur Anwendung der Savoyer Gesetzgebung in der Dorfgemeinschaft von Venaria, seit Mitte des 16. Jahrhunderts Jagdgebiet der Savoyer (D. de Franco). Von herausragender Bedeutung ist der Aufsatz von A. Guenzi und R. Rossi, der die Institution der Aragoner *Dogana delle pecore* (eine Abgabe auf den Besitz von Schafen) als mögliches institutionelles Modell einer integrierten Kontrolle von territorialen Ressourcen für die Pastoral- und Agrarwirtschaft untersucht. Die Studien zur Wald- und Wassergeschichte der Republik Venedig (A. Lazzarini, R. Vergani und S. Ciriaco) erlauben A. Zannini, eine deutliche Bilanz der venezianischen «Umweltpolitik» vorzulegen und die Erfolge und Nachteile der Integration von Hauptstadt und Terraferma, die tiefgreifenden Folgen der Umlenkungen der Hauptflüsse sowie der Arbeiten zur Umwandlung der Lagune aufzuzeigen. Hierbei entsteht ein Gesamtbild, welches anachronistische Annahmen und Klischees, die bis vor kurzem noch auf die venezianische Herrschaft angewandt wurden, massiv in Frage stellt.

Die fünf Beiträge des zweiten Teils untersuchen die wirtschaftlichen, sozialen und demographischen Folgen der Eingriffe in die Umwelt auf lange und sehr lange Sicht. R. Finzi analysiert die Ausdehnung des Flachsbaus und der Lohnarbeit auf dem Land um Bologna, während L. Mocarelli die Interaktion zwischen Klima und Wirtschaftsentwicklung im Mailänder Staat in zwei historischen Phasen während des 18. und 19. Jahrhunderts betrachtet und dabei zeigen kann, dass das Klima einen tiefgreifenden Einfluss auf die Preisbildung der Agrarerzeugnisse und auf die Entstehung von Hungersnöten hatte. E. Guidoboni setzt sich mit den vielen Erdbeben auseinander, die in Kalabrien zwischen dem 17. und 20. Jahrhundert auftraten. Die Autorin fällt ein hartes Urteil über die fehlenden Maßnahmen zur Anpassung der überkommenen Bausubstanz, die wiederholten Erdbeben nicht standhalten konnte. Auch die öffentlichen Eingriffe Anfang des 19. Jahrhunderts bewertet sie angesichts von Spekulation und einer starken Überbürokratisierung als ineffizient. G. Alfani nimmt das bipolare System von Ivrea und Biella und die integrativen Beziehungen zwischen den beiden Städten in Augenschein, die auf Heiratsallianzen und Taufpatenschaften gründeten. Der Autor betont, wie die physischen Umweltbedingungen durch wirtschaftliche Interessen überwunden wurden und wie weit auch die Abschwächung der Scharnierfunktion von Verkehr und Wirtschaft Ivreas nach 1560 der zentralistischen Politik des Staates Savoyen geschuldet war. Der Abschnitt wird von E. di Stefano abgeschlossen, der zeigt, wie es mit Wasserenergie betriebene Unternehmen an den zahlreichen Flüssen und Kanälen in Umbrien und der Provinz l'Aquila, zusammen mit zahlreichen Pässen und Knotenpunkten des Zentralapennin, ermöglichten, diese Gebiete in überregionale Wirtschaftskreisläufe einzugliedern, die im späten Mittelalter und den ersten Jahrhunderten der Frühen Neuzeit vor allem (aber nicht nur) von der Papierherstellung lebten.

Der dritte Abschnitt des Buches beschäftigt sich mit den natürlichen Ressourcen. Eröffnet wird dieser durch den Aufsatz von L. Pezzati über die Versorgung Mailands mit Holz, ein neues Thema für die lombardische Wirtschaftshistoriographie, sieht man von einigen Studien von A. Visconti ab. Im Übrigen bleibt die Schwierigkeit der Holzversorgung der städtischen Wirtschaftsgebiete der Halbinsel bis heute eine offene Frage, was hauptsächlich auf Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Buchführungsunterlagen und bei der Analyse verschiedener Quellengattungen (Zollakten und Notariatsakten) zurückzuführen ist. Der meiststudierte Fall ist derjenige der Lieferungen nach Venedig, aber nur für die Bereiche des Schiffs- und Häuserbaus. Dieser Beitrag bildet daher, unter anderen, einen der ersten Mosaiksteine eines für die Umweltgeschichte zentralen Themenbereichs.

Die weiteren Aufsätze untersuchen die Entwicklung der Macchie von Terracina, einer Buschvegetation, die mit den «bonifiche integrali» (dem italienischen Meliorationswesen) des Faschismus verschwunden ist (G. Pagnotta), die politischen Wechselfälle einiger Lehen der Küste Latiums (O. Amore) und die Anbauvielfalt der Abbazia von Grottaferrata mit Hilfe der Kataster und Register der *amministrazione commendataria* (der Verwaltung der Territorialabtei von Santa Maria di Grottaferrata) (P. Chiappafreddo). Nach einer Umschau über die in den letzten Jahrzehnten in Italien publizierten Studien zur Forstgeschichte zeigt R. Sansa die vielfältige Nutzung von Forstressourcen auf und entwickelt Forschungshypothesen über die Dichtotomie von Waldnutzung in einigen Alpenregionen im Vergleich zu anderen Gebieten der Halbinsel.

Der letzte Teil des Bandes widmet sich der Umweltressource Wasser; von der Beziehung zwischen Wirtschaft und Umweltpolitik in der lombardischen Ebene unter spezieller Berücksichtigung der mit Konflikten verbundenen Bewässerung der Reisfelder (M. di Tullio) bis hin zum Thema der Flussinseln der Dora (A. Celi) unter Zuhilfenahme einer Quelle aus dem Jahr 1588, dem sogenannten *Coutumier von Carlo Emanuele I.*, von dem einige Passagen abgedruckt sind (für die Lesbarkeit des Textes wäre es freilich besser gewesen, das Französisch des 16. Jahrhunderts zu übersetzen). Der Aufsatz von D. Andreozzi behandelt die Wassersysteme der Provinz Cremona, während M. Pitteri den Streit zwischen der Republik Venedig und dem Kirchenstaat um das Delta des Goro nachzeichnet. O. Aristone und A.L. Palazzo untersuchen im Aufsatz zur Schifffahrt am Oberlauf des Tibers den Unternehmergeist lokaler Akteure im Transportwesen mit Fuhrwerken entlang «des Treidelpfades» am schiffbaren Verlauf zwischen Rom und Orte, sowie die Regierungsmaßnahmen zur Sicherstellung der Versorgung der Stadt in den ersten dreißig Jahren des 19. Jahrhunderts. Von der sehr schwierigen Urbarmachung von Sanluri im Sardinien des 19. Jahrhunderts, die von den herrschenden Schichten bekämpft und mit französischem Kapital finanziert wurde, handelt der Aufsatz von G. Salice. Die Errichtung von Deichen im Tavoliere delle Puglie in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts erlaubt M.G. Rienzo die Politik der Territorialadministration zu untersuchen und das schwierige Gleichgewicht zwischen der Nutzung von Wasser als Antriebskraft und der Verteidigung des kollektiven Wertes von Wasser herauszuarbeiten.

Der Sammelband bietet verschiedene Fallstudien zur Konditionierung menschlicher Aktivitäten durch die Umwelt sowie zu menschlichen Eingriffen in die Umwelt, die zwei großen Themen der Umweltgeschichte, ohne dabei den wirtschaftlichen Zentralaspekt der Führung der Verwaltung/Ausbeutung der Ressourcen zu vernachlässigen. Er ist daher ohne Einschränkung zu empfehlen, sowohl aufgrund der Bandbreite an dargebotenen Perspektiven, als auch wegen

der Aufforderung der Herausgeber, diese Beiträge im Kontext einer fundierten Forschungstradition zu lesen, von L. Gambi über P. Bevilacqua bis hin zu D. Moreno und jünger M. Agnoletti und M. Armiero.

Katia Occhi

(Aus dem Italienischen von Magnus Ressel)

Tiziana PLEBANI, *Un secolo di sentimenti. Amori e conflitti generazionali nella Venezia del Settecento* (Memorie, 137), Venezia, Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti, 2012, XXXIII + 382 S., ISBN 978-88-95996-37-0

Ein gutes Beispiel der jüngeren historiographischen Schule, die auf eine Darstellung der Geschichte der Emotionen abzielt, ist das Buch von Tiziana Plebani, *Un secolo di sentimenti. Amori e conflitti generazionali nella Venezia del Settecento*. Dieses führt uns auf eindrucksvolle Weise durch gründliche Erforschung der Geschlechterbeziehungen sowie der Beziehungen zwischen Eltern und Kindern in die «Kultur der Empfindungen» der Lagunenstadt ein. Dadurch soll ein besseres Verständnis für die Wirkungsmacht geschaffen werden, die die Sphäre der Gefühle bei der Ausgestaltung neuer soziokultureller Praktiken hatte. Bisweilen waren diese imstande, die Strukturen der Gesellschaft umzugestalten.

Die Historizität und Performativität der Empfindungen gehören nun nicht mehr zu ungeklärten Forschungsfragen, wie die starke Konjunktur der hierzu in den letzten Jahrzehnten erschienenen internationalen Studien zeigt – und von deren reichhaltig zitierter Bibliographie in der *Einleitung* ein Überblick geboten wird. Es bleibt dennoch weiterhin viel zu erforschen, um «der Subjektivität Gehör zu verschaffen», womit einerseits die Gefühle im Leben Einzelner erfasst und beschrieben, andererseits aus den Studien zu den Empfindungen nutzbare Hinweise zu den Formen der sozialen Interaktion, die zwischen Individuen in bestimmten raumzeitlichen Kontexten erzeugt wurden, gewonnen werden können. In Verfolgung dieser zwei Ziele richtet die Autorin ihren Blick auf die Analyse der vom Gericht der Staatsinquisitoren registrierten Notizen (*Annotazioni*) zu den überkommenen Suppliken und der Dokumentation über heimliche und versteckte Ehen, die im Archivio Storico del Patriarcato di Venezia aufbewahrt sind.

Die durch die venezianischen Prozessakten nachvollzogenen Modulationen individueller und familiärer Emotionswelten gewinnen einen übergreifenden Wert durch den Vergleich mit europaweit geteilten Wissensfeldern und Praktiken sozialen Austauschs. Der Einfluss der Verbreitung neuer anatomischer und wissen-

schaftlicher Erkenntnisse auf den Wortschatz der Emotionen, ausgedrückt durch die in den Gerichten registrierten Einwürfe, ist deutlich vermerkbar (Kap. 1). Die Sprache der Empfindungen ging über einen reinen Generationenkonflikt hinaus und trug zu einer «langsamen Abnutzung der Prinzipien der Autorität» bei. Vom familiären Umfeld ausgehend erfasste dies die Machtstrukturen und die Mechanismen der Gesellschaft selbst (Kap. 2). Die neue «Dreistigkeit» der Kinder im Umgang mit ihrer eigenen affektiven Subjektivität nährte sich aus vergrößerten Räumen und Orten für Treffen, aus Fähigkeiten zur Planung der eigenen Zukunft unabhängig vom elterlichen Willen, vor allem aber aus den gefühlsbetonten Lebensmodellen, die in Theaterstücken oder Romanen vorgelebt wurden und die eine von der jüngeren Generation gewünschte allgemeine kulturelle Atmosphäre offen für mehr emotionale, sexuelle und erotische Freiheit schufen (Kap. 3). Die große Zahl der in den Prozessakten dargebotenen Fallstudien erlaubt der Autorin, den Grad der Emanzipation der jungen venezianischen Frauen genauer zu beleuchten: diese nahmen nicht nur häufig die zentrale Rolle bei der Führung von Liebesbeziehungen ein, sondern besaßen auch ausgefeilte Kenntnisse hinsichtlich opportuner Vorgehensarten und -weisen – oft indem sie z.B. auf heimliche und versteckte Ehen zurückgriffen – um das zu erreichen, was sie beehrten (Kap. 4 und 5). Die venezianische Blütezeit dieser Formen brachte einerseits die emotionalen Bedürfnisse der jüngeren Generationen auf Kosten der elterlichen Autorität zu stärkerer Geltung und führte andererseits auch eine Neutarierung der Geschlechterbeziehungen zu Gunsten einer ausgeprägteren Stellung des weiblichen Geschlechts herbei. Diese Phase endete bereits vor dem Ende des Jahrhunderts, nicht ohne jedoch Entwicklungsspuren eines «Alphabetismus der Gefühle und der Emotionen» hinterlassen zu haben, die – wenn auch nur für wenige Jahrzehnte – imstande waren, die Gesellschaft zu verändern (Kap. 6).

Plebani bietet in ihrem Band eine sorgfältige Analyse von archivalischen und gedruckten Dokumenten, die in diesem Forschungsfeld bislang wenig Beachtung fanden. Sie sucht auf innovative Weise in den Zwischenräumen der (Theater-, Roman-, poetischen, Brief- und wissenschaftlichen) Kultur nach dem emotionalen Substrat, das das Verhalten der jungen Generationen beeinflusste, nach einer interpretativen Linie, die auf überzeugende Weise zeigt, wie sich die affektiven individuellen Lebensläufe immer weiter von den führenden, familiären und institutionellen Mächten befreiten, denen sie in den vorangegangenen Jahrhunderten unterworfen waren.

Als ein bemerkenswertes Ergebnis erscheint insbesondere die lexikographische Analyse, der die Autorin die Prozessaussagen unterwirft. Diese zeigt nicht nur den Reichtum und die Varietät des von den Protagonisten bewusst verwendeten

«Alphabets der Gefühle» auf, sondern erlauben auch Modulationen und Nuancen der Emotionswörter zu erfassen, die mit der italienischen Sprache – und dem venezianischen Dialekt – besser als in anderen Sprachen ausdrückbar sind.

Die gewählte Methode der Quellenanalyse lässt einen aus den Empfindungen gespeisten Drang zum Aktionismus bei den Protagonisten hervortreten, wobei insbesondere die aus den Liebesgefühlen erwachsende «Energie» die Frauen dazu brachte, neue soziale, anthropologische und institutionelle Rollen zu ergreifen. Besonders überzeugend erweist sich im Text die regelmäßige Öffnung des Vorhangs auf die liebevollen und erotischen Dynamiken der Paarbeziehungen, wie sie auch in den besten Traditionen des venezianischen und europäischen Theaters ihren Niederschlag fanden. Die Ironie, mit der die Theaterszene des 18. Jahrhunderts die Geschehnisse und die Schicksalsschläge des emotionalen Lebens beschrieben wird, schmälert um nichts die Rigorosität des analytischen Ansatzes sondern verleiht der narrativen Anlage des Bandes einen angenehmen und ausbalancierten Ton. Der Beitrag, den das Buch von Plebani zur Erforschung der Geschichte der Gefühle leistet, ist daher vielfältig und bedeutsam, obwohl die Autorin, aufgrund der Auswahl an betrachteten Quellen, das Bild einer venezianischen Gefühlskultur bietet, die ausschließlich auf heterosexuelle affektive Beziehungen einerseits und auf deren Institutionalisierung in der Ehe andererseits gestützt war. Trotz der nur kurzen Andeutungen, die die Autorin hierfür reserviert, erahnt man doch die Existenz von weniger normalisierenden und institutionalisierten Kulturen und Praktiken der Gefühle in der Lagune, die vielleicht durch neue Forschungen erhellt werden könnten.

Valentina Sebastiani

(Aus dem Italienischen von Magnus Ressel)

Fulvio DE GIORGI, *Mons. Montini. Chiesa cattolica e scontri di civiltà nella prima metà del Novecento*, Bologna, Il Mulino, 2012, 357 S., ISBN 978-88-15-23450-6

Auch wenn es an Arbeiten über ihn nicht mangelt, so ist Papst Paul VI. in der allgemeinen Erinnerung eher wenig präsent, da er zwischen zwei Persönlichkeiten von großer Tragweite und Beliebtheit, Johannes XXIII. und Johannes Paul II., wirkte. Etwas mehr Beachtung verdient jedoch die Tatsache, dass das historische Profil von Paul VI. auch in Bezug auf seine kulturelle Wirkung unterschätzt sein mag, obwohl dies sein *proprium* war. Gerade er leistete wohl den «größten und wichtigsten intellektuellen Beitrag zum christlichen 20. Jahr-

hundert». Von diesem Blickwinkel aus versucht das Buch von Fulvio De Giorgi die Figur des Papstes zu beleuchten, indem er dessen Tiefgründigkeit und kulturelle Orientierung herausarbeitet, die ihn zu einer konstanten Präsenz im italienischen Katholizismus werden ließen und ihm später sogar weltweite Aufmerksamkeit verschafften.

Hauptdarsteller des Buches ist nicht Paul VI., sondern eher Giovanni Battista Montini, wie der Titel erklärt, von den Jahren seiner Brescianer Kindheit bis zur Ernennung auf die Cathedra von St. Ambrogio, mit einer Konzentration auf die langen in Rom verbrachten Jahre. Es handelt sich auch nicht um eine retrospektive Biographie des Papstes: Msgr. Montini wird wohl als Protagonist behandelt, aber eingefügt in ein soziales und kulturelles Panorama der katholischen Welt seiner Zeit als Motivator, Berater, Vordenker oder manchmal auch nur Beobachter des kirchlichen Panoramas – der universellen Kirche und mancher ihrer Tendenzen – als Exponent einer für den Wandel sensiblen Elite. So entsteht – wie der Autor selbst zugibt – eher ein sehr detailreiches Gruppenfoto. Der rote Faden und die Zielneigung der Studie von De Giorgi sind das Konzept der «Zivilität der Liebe», das Msgr. Montini zu Lebzeiten persönlich, kraft der von ihm eingenommenen Ämter entwickelte; es sind die Momente von Dialog oder Konflikt zwischen Kirche und Welt, in der Zeit von zwei Weltkriegen und zwanzig Jahren Diktatur. De Giorgi stellt fünf Phasen heraus, jede von etwa einem Jahrzehnt Dauer, nach denen er sein Buch gliedert. Jedes Kapitel stellt daher explizit das Problem der Kirche und der «Kultur» heraus; handelte es sich um die «katholische» des späten 19. Jahrhunderts, beherrscht von einem Nachhutgefecht mit dem Positivismus und dem irrationalen Nihilismus, den Giovanni Battista Montini aus dem häuslichen Umfeld kannte – sein Vater Giorgio, Anführer der Brescianer Katholiken, war Mitgründer und Abgeordneter der Partito Popolare –, um jene der «Demokratien» während der Krise des großen Krieges, oder die faschistische und nationalsozialistische. Philippe Chenaux beschreibt das Erbe Montinis für den italienischen Katholizismus in «Cristiani d'Italia»: «Mehr als eine Geistesströmung im wahren Sinne des Wortes wäre es treffender, den *montinismo* als eine von einer gewissen Anzahl katholischer Intellektuellen geteilte Empfindung zu definieren, charakterisiert durch eine Öffnung hin zur Moderne und ihren Herausforderungen und ausgerichtet auf die Umsetzung einer neuen christlichen Synthese im intellektuellen, kulturellen und politischen Leben».

Die ersten fünfzig Jahre des 20. Jahrhunderts sind nicht nur für das politische Leben Italiens und Europas ausschlaggebend, sondern – in einem Wechselspiel gegenseitiger Nachahmungen – auch für den Prozess der Neupositionierung der Kirche in der Welt. Die Entwicklung beginnt mit der antimodernistischen

Reaktion von Pius X., gefolgt von der Zeit Leos XIII. und der *Rerum novarum*, bis hin zum Konzil dessen Autor selbst Paul VI. war. Das Laientum ging vom *non expedit* in der Politik – die jedoch aufgewogen wurde dank einer gesellschaftlich weit verbreiteten Präsenz der drei Unionen «popolare», «elettorale» und «economica» und der allgemeinen Geisteshaltung sowie der Arbeit von Giuseppe Toniolo, der eine Synthese zwischen den Werken der sozialen Erziehung und der Notwendigkeit einer politischen Union schaffte – zu dem über, was De Giorgi effizient als «eine Art katholische Kühnheit» bezeichnet, an der auch der junge Don Battista nach dem Ersten Weltkrieg teilnahm. In einem erschöpften und politisch immer orientierungsloserem Land hatten sich der italienischen Kirche Aussichten auf eine Vorreiterrolle eröffnet, die bis dahin verschlossen gewesen waren. Diese führten zur «Entfaltung eines jungen und proaktiven Katholizismus»: In dieser Zeit wurde die Partito Popolare ins Leben gerufen, Armida Barelli gründete die Gioventù Femminile Cattolica (die katholische Frauenjugend) und Padre Agostino Gemelli, dessen enger Mitarbeiter Barelli war, gründete die Università del Sacro Cuore. Damit gelangte man zur Phase der «autoritären Modernisierung der Kirche, parallel, zeitgleich und als Alternative zu dem, was im italienischen Staat mit dem faschistischen Regime geschah», von Pius XI. zur christlichen Rückeroberung der Gesellschaft gefördert: Mittel zur Umsetzung dieses Plans waren das «Massenaufgebot» der Azione Cattolica und das von den religiösen Kongregationen «gut geführte Fußvolk», jedoch auch die Reform der Seminare und der theologischen Studien. Dieser Operation lagen die Konkordate zugrunde, sowie die Entverantwortlichung der Laien, die nach dem Zusammenstoß mit dem Regime im Jahr 1931 unter die Aufsicht und strenge Überwachung der kirchlichen Autoritäten gestellt wurden. Den Preis für diesen Moment der Krise musste auch Msgr. Montini bezahlen, der 1933 gezwungen wurde, vom Posten des nationalen Assistenten Federazione universitaria cattolica italiana (Fuci) zurückzutreten. Paul VI. erscheint somit, gerade weil er ein Intellektueller war, wie ein ziviler Papst, wie auch der von ihm gewählte Name mit seinem Verweis auf den Apostel des Volkes, den Verkünder des Evangeliums *in partibus infidelium*, bezeugt.

«Der *Christus totus* war die glaubwürdigste Antwort auf den Totalitarismus» kommentiert De Giorgi (S. 156) und illustriert dabei, wie die Überzeugungen des künftigen Papstes reiften: «Indem er die Politik ... vom Horizont des Christentums entfernte, beseitigte er auch jegliche Versuchung, sich in den Faschismus zu integrieren oder einer Katholisierung des Regimes» (S. 161) erklärt der Autor. Er macht so nur wenige Andeutungen zur Versöhnung von 1929 (die Lateranverträge), obwohl dies mit der wichtigste Programmpunkt von Pius XI. war, und beschäftigt sich andererseits ausführlich mit der großen Anzahl an Initiativen, an denen der Geistliche beteiligt war, unter diesen die

Verlagshäuser «Morcelliana» und «Studium». Hier begann er, der Anmaßung des faschistischen «Übermenschentums» die «Überlegene Menschheit» entgegenzusetzen; dies sind die Jahre in denen er sich den Denkrichtungen von Maritain und Blondel annähert. «Montini scheint zu verschwinden ..., weil seine Arbeit im Staatssekretariat sein Denken, sein Handeln und sogar seine Schreibtätigkeit von seinen Vorgesetzten und insbesondere vom Papst» überlagert und in Anspruch genommen werden (S. 177), schreibt De Giorgi und scheint andeuten zu wollen, dass durch die Reglementierung der Azione Cattolica der Laienstand zum Schweigen gebracht wurde, so wie es Msgr. Montini in dem Jahrzehnt zwischen 1933-35 und 1943-45 geschah. Tatsächlich stehen wir jedoch vor einer Wende. In dieser Phase der Stille und Distanz von einer Politik, die den tiefen Sinn von «Zivilisiertheit» verloren hatte, entdeckte Msgr. Giovanni Battista Montini seine Wurzeln im Volk wieder, freundete sich mit Alcide De Gasperi an und bereitete somit in gewisser Weise die Nachkriegszeit vor. In dieser Zeit also entwickelte er die Ideen, die sein Mailänder Episkopat und danach sein Papsttum inspirieren sollten. Das Ende des Zweiten Weltkrieges entfesselt – auf eine ganz andere Weise als das Ende des Ersten – neue katholische Energien, just die am stärksten vom Faschismus verdunkelten, die nun die Spitzen des Staates und der katholischen Welt erobern können: und es handelt sich zum größten Teil um Männer die aufgrund ihres Alters, ihrer Ausbildung und von Freundschaftsbeziehungen Msgr. Montini nahestanden. Geprägt von französischer Philosophie und *nouvelle théologie* sowie von vielen neuen pastoralen Praktiken, die in diesen Jahren von jenseits der Alpen kamen, und einem klerikalen Geltungsdrang abgeneigt, der wenig Respekt für demokratische Prozesse hatte, bildeten sie die Basis für die Wiedergeburt der Demokratie und für die Reform der Kirche, um erneut in den frühen fünfziger Jahren die letzten Rückschläge einzustecken: genauso wie die Azione Cattolica von den Krisen 1952 und 1954 betroffen war, wurde auch Msgr. Montini aus Rom entfernt; am 3. November 1954 wurde seine Ernennung zum Erzbischof von Mailand mitgeteilt. Die Hintergründe dieser Entscheidung sind noch nicht geklärt (es heißt, Schuld sei die Krise «Rossi» in der Azione Cattolica, seine Nähe zu Mitgliedern mit wenig Begeisterung für die Methoden von Luigi Gedda, andere sprechen von Kontakten zum sowjetischen Osten). Sicher ist auf jeden Fall, dass Montini dadurch die Möglichkeit bekam, seine pastorale Praxis zu verfeinern und sein intellektuelles Profil zu vertiefen, um später die überwältigenden Initiativen von Johannes XXIII. anzugehen.

Andrea Dessardo

(Aus dem Italienischen von Magnus Ressel)

Enrico GALAVOTTI, *Il Professorino. Giuseppe Dossetti tra crisi del fascismo e costruzione della democrazia 1940-1948*, Bologna, Il Mulino, 2013, 885 S., ISBN 978-88-15-24452-9

Vor vielen Jahren bereits hat Enrico Galavotti ein großes Forschungsprojekt begonnen, welches sich die Rekonstruktion der Biographie von Giuseppe Dossetti zum Ziel gesetzt hat. Er war eine der komplexesten Persönlichkeiten der italienischen Geschichte des 20. Jahrhunderts. In ihm waren eine starke religiös-spirituelle Dimension und die genauso bemerkenswerte Fähigkeit, in den politischen sowie kirchlichen Institutionen Italiens Präsenz zu zeigen, vereint. Als Dozent für kanonisches und Kirchenrecht, Spitzenvertreter der Democrazia Cristiana von 1945-1951 (er war Mitglied der verfassungsgebenden Versammlung und zwei Mal Vizesekretär der Partei), Gründer eines Instituts für Religionswissenschaft, einflussreiche Persönlichkeit hinter den Kulissen des Zweiten Vatikanischen Konzils nach seiner Priesterweihe im Jahr 1959, Gründer einer Klostersgemeinschaft und bis zu seinem Tode im Jahr 1996 als scharfsinniger Kritiker der Kirche und der italienischen Politik, ist Dossetti bereits das Objekt von Studien verschiedener Richtungen gewesen.

Im Jahr 2006 hatte Galavotti bereits die ersten Ergebnisse seiner Arbeit in einem Band, in welchem er den ersten Lebensabschnitt seines Forschungsobjekts rekonstruierte, publiziert (*Il Giovane Dossetti. Gli anni della formazione, 1913-1939*, Bologna, il Mulino). Bereits hier hat er die Gründlichkeit und Weite seiner Arbeit mit einer Akribie bei der Aufspürung von möglichst allen Quellen unter Beweis gestellt, die jeden Leser beeindruckte, vor allem unter Berücksichtigung der Schwierigkeiten, Material für die ersten Lebens- und Bildungsphasen von jedweder Persönlichkeit zu beschaffen.

Im nun vorliegenden Band, welcher sich einem bekannteren und besser erforschten Zeitabschnitt widmet (wohingegen die Jugend zum großen Teil bis dato eher oberflächlich behandelt worden war), hat Galavotti erneut auf bewundernswerte Weise sein Talent als gründlicher Forscher bestätigt. Die Menge des ermittelten Materials, die Menge der konsultierten Archive und verwendeten Literatur, die Umsicht beim Berücksichtigen auch des kleinsten und zufälligsten Eingriffs, sind wirklich beeindruckend und führen zu einer Arbeit, die für jeden, der sich mit dem Thema befassen möchte, zentral bleiben wird.

Fast neunhundert Seiten für einen Zeitraum von nicht einmal 10 Jahren machen aus dieser Arbeit natürlich auch eine große dokumentarische Sammlung, was manchmal den Lesespaß trübt, besonders wenn man bedenkt, dass mehr als ein Drittel des Buches aus Fußnoten (in der wie üblich verringerten Schriftgröße) besteht, die über die üblichen bibliographischen Verweise hinaus zusätzlich zu

den im Text enthaltenen Zitaten umfangreiche Auszüge aus Dokumenten enthalten.

Diese Vollständigkeit an wirklich relevanter Dokumentation wird es allen interessierten Forschern erlauben, sich ein eigenes Bild über die historische Tragweite dieser Persönlichkeit zu machen, die in dem untersuchten Zeitraum im wesentlichen an drei grundlegenden historischen Prozessen gemessen wird: Dem Krieg und der Resistenza gegen den Nazifaschismus; dem Aufstieg der katholischen Partei zur vorherrschenden Kraft in der italienischen Politiklandschaft; der Beteiligung an der verfassungsgebenden Versammlung und der zentralen Rolle, die Dossetti bei der Ausarbeitung der Verfassung der Italienischen Republik spielte.

All diese Aspekte sind jedoch mit der religiösen Bestimmung unseres Hauptdarstellers verknüpft, und es ist ein Verdienst dieses Buches, dies kontinuierlich hervorzuheben: Eine friedlose Dimension, die in einer vollständigen Konsekration an Gott außerhalb jedweder Zugehörigkeit an die traditionellen religiösen Orden der katholischen Kirche von einem fast obsessiven «Holocaust an sich selbst» bestimmt ist.

Es ist nicht leicht, diese verschlungene Handlung zu lesen, die wahrscheinlich der Schlüssel zum Verständnis eines verschlungenen Lebensweges ist, da Dossetti gleichzeitig ein Gelehrter und ein «politischer Architekt» war, der sein Engagement mit dem konstanten Gedanken überlagert, wie sehr das, was er tut, seiner höheren Berufung angemessen ist, und dem typischen Impetus des Mystikers sich «hintanzusetzen» und sich selbst daran zu erinnern, dass er in letzter Konsequenz nach dem evangelischen Bild ein «unnützer Diener» ist.

Natürlich ist es eine große Herausforderung, dieses Gewebe in Worte zu fassen, und Galavotti hat bewusst einen Weg gewählt, der eine Diskussion auslösen kann: fast bis auf Seite 837 wählt er die Linie einer minutiösen Rekonstruktion, die alle verfügbaren Texte Dossettis soweit es geht zu Wort kommen lässt (und es sind wirklich viele): ausgedehnte Zitate und eine Mindestauslegung; auf den letzten vierzig Seiten widmet er sich schließlich einer Gesamtinterpretation, die weitgehend auf der Selbstbewertung Dossettis dieser Jahre gründet, die dieser in seinen letzten fünfzehn Lebensjahren gab.

Das reich zugängliche Quellenmaterial ermöglicht eine recht präzise Rekonstruktion der intellektuellen Entwicklung und der historischen Ereignisse, die das religiöse und menschliche Abenteuer des Führers des Comitato di Liberazione Nazionale von Reggio Emilia auszeichneten: er war ganz typisch für das 20. Jahrhundert ein «engagierter» Intellektueller. Hiervon zeugt auch sein Beiname «professorino», den er aufgrund seines geringen Alters (33 Jahre) und des gerade erlangten Lehrstuhls bei den Arbeiten in der verfassungsgebenden

Versammlung bekam, besiegelt aber wurde er von der Autorität, mit der er vor einer Versammlung sprach, in der die anderen Führungspersönlichkeiten schon ganz anderes erlebt hatten.

Angereichert durch viele neue Daten bestätigt das vorgelegte Material einige Intuitionen zu dieser Erfahrung: das zentrale Thema, das Dossettis Leidenschaft – im authentischsten Sinne des Wortes – entfachte, war das Problem des Verhältnisses zwischen dem Gläubigen, dem eine Offenbarung zuteilgeworden ist, und der Verantwortung, die ihn dazu verpflichtete, den historischen Ablauf in dem er sich befindet, von Grund auf zu verstehen. Tatsächlich steht dies auch, ganz typisch für solche Erfahrungen, im Konflikt mit der anderen Berufung, die sich dem Mann stellt, der ein Gelübde ablegt: die Bezeugung einer Andersartigkeit zur «Welt» in dieser Form der spirituellen Wiederbelebung.

Natürlich ist es für den Leser genauso schwierig wie für den Autor des Buches, den Verwicklungen dieser Dimensionen schlicht anhand aufeinanderfolgender Texte und der Widergabe der Ereignisse zu folgen, jedoch liegt der Reiz dieser Seiten genau hierin. Nicht in allen Zeitabschnitten sind die Schwierigkeit gleich. Die Phase der Beteiligung an der Resistenza ist beispielsweise, meines Erachtens nach, eher geradlinig: hier lassen die Dramatik der Ereignisse zusammen mit der objektiven Verschmelzung der Selbstaufopferung in der religiösen sowie zivilpolitischen Bezeugung die Darstellung zu einer unkomplizierteren Lektüre werden.

In dem Moment jedoch, in dem Dossetti sich mit dem Thema des «Wiederaufbaus» des Landes und seines sozialen Kontextes herausgefordert sah, neigen die Fäden seiner Erfahrungen dazu sich zu verwickeln. Einerseits sah er sich mit dem konfrontiert, was ihm die historische Aufgabe des sich nach der Krise der Moderne geformten Christen schien, wie dies bereits Maritain, aber eben nicht nur dieser, geahnt hatte: dem Aufbau einer neuen Form von Gesellschaft und Staat, wo der religiöse Bruch der Aufklärung überwunden war (diese setzte Dossetti vorschnell und nicht korrekt mit dem Liberalismus gleich). Ein schwieriges Terrain, da auch Pius XII., von einer anderen Warte aus, in dieser Krise eine wunderbare Gelegenheit für die katholische Hierarchie sah, die Zügel der Welt, die diesen Zusammenbruch überlebt hatte, in die Hand zu nehmen.

Auf der anderen Seite entfernten sich der *professorino* und seine Freunde (denen, mit der teilweisen Ausnahme von Lazzati, eher wenig Platz eingeräumt wird) von der Seite einer schlichten Lektüre dieser Krise, also von der Überzeugung, diese habe *sic und simpliciter* dem traditionellen Katholizismus wieder zum Erfolg verholfen, der aus den trüben Zeiten zwischen dem neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert mit gebrochenem Rückgrat hervorgegangen schien.

Wie 1951 ein laizistischer Journalist (Enzo Forcella), der ein gutes Verhältnis zu dieser Gruppe gehabt hatte, am Ende der Erfahrung mit dem Dossettismus schrieb, war es die Erforschung dieser «neuen Himmel und Welten», die die politische Erfahrung der Phase 1946-1948 mit ihren drei Hauptthemen antrieb: die Verpflichtung, jene «Verfassung» als Verkörperung der neuen historischen Zeit zu schreiben, in welcher der religiöse Geist (und sicherlich nicht der Konfessionalismus) als Antriebskraft des Übergangs dienen konnte; die Suche nach einem sozialpädagogischen Instrument, welches die Gesellschaft auf die neuen Zeiten vorbereiten könnte, sei es bei der Herausbildung von Eliten, sei es bei der Erziehung der Massen (und man glaubte, dies könne die politische Partei sein); die Suche nach einer «Demokratie», die über die traditionellen prozessualen und formalen Aspekte hinaus «substantiell» werden würde oder – wie es damals hieß – «integral».

Galavotti liefert überreiches Material, um diese verschlungenen Pfade nachzugehen, unterlässt es aber auch nicht, diese bei gleichzeitiger rigoroser Verfolgung der Chronologie beständig durch öffentliche oder persönliche Reflexionen Dossettis zu religiösen Angelegenheiten, von denen Dossetti niemals abließ, anzureichern.

Wie bereits erwähnt, führt dies zu nicht geringen Interpretationsproblemen. Hier sei eines erwähnt: Dossettis Verhältnis zum Heiligen Stuhl während der Arbeiten an der Verfassung, im Licht neuer, heute zugänglicher Quellen. Wir wissen heute, dass die Spitzen des Vatikan, der Papst, das vatikanische Staatssekretariat und die Jesuiten um die Zeitschrift «Civiltà Cattolica» ein mehr als aufdringliches Auftreten hatten und hofften, dass ein Wahlsieg der katholischen Partei in Kombination mit den antikommunistischen Ängsten zu einer stark von der klerikalen Tradition geprägten Verfassung führen würde. Dossetti setzte sich diesen Kräften nicht entgegen, sondern hielt, wie die Dokumente zu bestätigen scheinen, einen konstanten Dialog mit ihnen aufrecht und hatte ein offenes Ohr für ihre Vorschläge und Befürchtungen.

Galavotti tendiert zur Interpretation, dass Dossetti so handelte, da er einerseits der Meinung war, dass dies der Gehorsamspflicht eines Katholiken entspräche, andererseits da er die neue Verfassung und insbesondere die neugeborene Demokratie vor einem Konflikt mit dem Vatikan schützen wollte, der fatal gewesen wäre. Dem ist sicherlich so und dies war, wenn auch unter ganz anderen Umständen, auch die Sorge von De Gasperi. Es scheint mir allerdings, als sei der «Gehorsam» Dossettis in Wahrheit – man erlaube mir dieses Wort – revolutionär. Wie es im Katholizismus üblich war (und so in der Tat in allen totalitären Systemen), verzichtete derjenige, der gehorchte, ganz und gar nicht darauf, nach seinen Überzeugungen zu handeln: Er übernahm schlicht die ri-

tuellen Bezüge, die ihm von seinen «Vorgesetzten» auferlegt wurden, um diese nach seinen Zielvorstellungen zu verwenden.

In der Geschichte der Kirche finden sich zahllose Beispiele für solche Techniken und Dossetti bewegte sich mit der ihm angeborenen Bravour des Juristen und des Propheten zugleich auf dieser Linie.

Am Ende stellt sich bei dem Schlusskapitel Galavottis die Frage, ob es nützlich ist, den Dossetti dieser Epoche im Lichte der später von ihm selbst zu dieser Lebensphase gegebenen Interpretation zu interpretieren. Die Antwort ist nicht leicht. Bezüglich der religiösen Erfahrung Dossettis ist der Pfad glaubwürdig, allerdings immer mit einer gewissen Vorsicht, da eine Linearität, die sich im Nachhinein zeigt, nicht immer vorausgesetzt werden kann. Bezüglich seiner politischen und zivilen Präsenz hingegen ist die Frage deutlich komplizierter, da das Urteil über eine Vielzahl von Begebenheiten und innerer Phasen zu geben ist, die nicht nur im Lichte der Kohärenz Dossettis, sondern auch in Beziehung zu dem, was eine kontextualisierte Lektüre der historischen Ereignisse in Zusammenhang mit einer Bewertung der darauffolgenden Entwicklung zutage fördert, zu sehen sind.

Paolo Pombeni

(Aus dem Italienischen von Magnus Ressel)

David W. ELLWOOD, *Una sfida per la modernità. Europa e America nel lungo Novecento*, Torino, Carocci, 2012, 404 S., ISBN 978-88-430-6285-0

Die jüngste Veröffentlichung von David Ellwood, die der Autor selbst im Nachwort als «das Buch eines Lebens» bezeichnet, behandelt die komplexe, verschlungene und intensive Beziehung zwischen den Vereinigten Staaten und Europa während des «Amerikanischen Jahrhunderts». Die Veröffentlichung des Textes auf Englisch fügt diesen verdientermaßen in eine historiographische Debatte ein, die im letzten Jahrzehnt durch ungebrochene Lebendigkeit und einen überraschenden Reichtum auf beiden Seiten des Atlantiks gekennzeichnet war, wovon auch das fast zeitgleiche Erscheinen des Bandes von Mary Nolan *The Transatlantic Century: Europe and America, 1890-2010* zeugt.

Es sind vor allem zwei Interpretationsansätze, die den Beitrag von Ellwood aus einem außergewöhnlich reichen Umfeld an Studien herausragen lassen und von Anfang an jeden Ansatz einer reinen chronologischen Liste an Ereignissen

«transatlantischer Begegnungen» unterbinden. Zunächst einmal strahlten die Vereinigten Staaten bereits seit dem Ende des 19. Jahrhundert, bevor die Macht von jenseits des Atlantiks die Europäer zur Gegenüberstellung auch mit der hierin enthaltenden kulturellen Dimension nötigte, eine unvergleichliche Fähigkeit aus, die eigene, vielseitige und wandelbare Modernität als normatives Modell zu entfalten, was die Europäer zu einem Nachahmungswettbewerb antrieb. Diese grundsätzliche Dynamik sollte an mindestens drei historischen Gelegenheiten, die auch die fundamentalen Passagen des Buches ausmachen, erneut kräftig zum Vorschein kommen: Der Aufstieg der wirtschaftlichen und technologischen US-amerikanischen Macht, die in ihrem entscheidenden Eingreifen in den «Europäischen Bürgerkrieg» von 1914-1918 mündete; die massive Neuerfindung der amerikanischen Modernität durch den Roosevelt'schen «New Deal», die sich nach Europa im Kielwasser einer Armee an Soldaten, Technikern und Managern voll von großen Erwartungen während und nach dem zweiten Weltkrieg entlud; die erneute technologische und kulturelle Revolution der «Globalisierung» auf den Trümmern des Kalten Krieges, die, so zumindest die Wahrnehmung, eine erneute Herausforderung der US-amerikanischen Modernisierung an die Welt darstellte. Trotz einiger Zweifel und Befürchtungen angesichts der moralischen und materiellen Probleme Europas, fand die «Offensive» in allen drei Fällen eine positive Rezeption. Um es mit einem der Protagonisten des Buches von Ellwood auszudrücken, war der alte Kontinent geneigt, sich vom amerikanischen Traum verzaubern zu lassen, da «es bereits genügend Albträume gab». Geplagt von einer Identitätskrise am Anfang sowie am Ende des Jahrhunderts, fast begraben unter den Trümmern zweier verheerender innerer Konflikte, paradoxerweise eingekleidet zwischen dem Bedarf nach einer neuen Zukunft und dem Bedürfnis nach Stabilität, zwischen der Anhänglichkeit an reale oder eingebildete Erbschaften, und der Öffnung hin zu Neuerungen sowie der politischen, kulturellen und sozialen Neuausrichtung, die diese mit sich brachten.

Der zweite wohlgewählte Ansatz, den Ellwood über das gesamte Buch hinweg verfolgt, ist derjenige der Allegorie der zwei Ufer des Nordatlantiks als zwei sich gegenüberstehenden Spiegeln, oder, wenn man so will, zwei Kinoleinwänden (dies erscheint besonders passend). Abgesehen von einer kleinen Minderheit kulturell verständiger Reisender und deren Fähigkeit «objektive» Reiseberichte zu liefern vorausgesetzt, hat die große Mehrheit der Europäer und US-Amerikaner für mehr als ein Jahrhundert auf den jeweils anderen Partner Befürchtungen und Wünsche, Albträume und Träume, Utopien und Dystopien projiziert, die eher mit ihrer eigenen Welt zu tun hatten. Dennoch wurde die scheinbare Symmetrie dieser Logik bald von einer Gewissheit unterbrochen. Was die schlechtesten Ausichten betrifft, hatten die alte und die neue Welt immer viel zu bedenken: Die imperialistische Degeneration Europas und die Kommerzialisierung der Existenz

in den Vereinigten Staaten, genauso wie die lähmende Anhänglichkeit der einen Seite an die Vergangenheit und die Insensibilität der anderen für lokale und historische Besonderheiten. Doch jedes Mal wenn «Modernität» synonym mit Fortschritt und positiver Innovation verstanden wurde, konnte sich das Bild der Vereinigten Staaten gegenüber dem, was Europa im 20. Jahrhundert produzierte, mit entwaffnender Leichtigkeit durchsetzen: bis hin zum vom Autor festgestellten ironischen Paradox, dass lange alles, was als «modern» und innovativ gesehen wurde, automatisch auf eine amerikanische Erfindung zurückgeführt wurde, ob dies nun der Wahrheit entsprach oder nicht. Mit anderen Worten: Es ist sicherlich eine würdige Aufgabe für aufmerksame Spezialisten, die europäischen Ursprünge vieler Einrichtungen des «New Deal» zu rekonstruieren, oder die französische Herkunft vieler Innovationen im technischen und organisatorischen Bereich, die den Aufstieg Hollywoods begründeten, in Erinnerung zu rufen, oder, wie jüngst geschehen, auf den europäischen Wurzeln des «World Wide Web» zu insistieren: dort, wo die Eigenwerbung Spektakel ist und das Mittel die Botschaft (nach der bekannten Formulierung von Marshall McLuhan), ist es Elwood ein Leichtes zu zeigen, wie ungleich der Kampf seit den Tagen gewesen war, als die europäische Tournee von Buffalo Bill die Eroberung des Wilden Westens in das erste Epos des *show business* verwandelte. Auf der Basis der sich verändernden Machtbeziehungen war somit die unvergleichbare Fähigkeit der Vereinigten Staaten, die sich allmählich durchsetzenden Kommunikationsmittel zur Förderung des um alle schlechten Aspekte gebührend gereinigten eigenen Images einzusetzen, der unausweichliche Maßstab für die Modernisierung Europas. Wie der Autor betont, waren diese immer wiederkehrenden Erfolge einer Verbindung von politischer Initiative und privater Beteiligung geschuldet, die andernorts nur schwer wiederholbar war. Letztere wird in einem doppelten Sinne verstanden: Beteiligt waren hieran Firmen, die während der langen Zeit der Durchsetzung amerikanischer Standards und Konsummodelle in Europa große Gewinnmargen erzielten; aber auch kulturelle und philanthropische Stiftungen, die sich der «Reorganisation des Bewusstseins» verschrieben hatten und versuchten, ihre Gesprächspartner davon zu überzeugen, dass soziale Lösungen – wie die in den Vereinigten Staaten angewandte *governance* – am besten geeignet waren, die Erfolge und Widersprüche der Massendemokratie zu beherrschen. Es ist kein Zufall, dass in Ellwoods Band ersterer Aspekt, oder die im Verlauf des Jahrhunderts aufeinander gefolgt Unternehmungen der Regierungen, einen anteilmäßig geringeren Raum im Vergleich zu vielen ähnlichen Abhandlungen bekommen, während es der Autor bevorzugt, sich häufig der Pluralität der Initiativen und der wichtigen Rolle einer Vielzahl nicht-staatlicher Akteure für die Schaffung einer «transatlantischen Wertegemeinschaft» zu widmen. Auch in diesem Fall ist die Absicht eindeutig, mit der jüngsten internationalen

Historiographie in einen Dialog zu treten. Zweck ist, dem spezifischen Beitrag kultureller, wirtschaftlicher und künstlerischer Agenten Rechnung zu tragen. Gleichfalls wird dem massiven Widerstand gegen Formen und Inhalte der US-amerikanischen Modernisierungsbotschaft, die sich im Lauf des Jahrhunderts in Europa entwickelten, große Aufmerksamkeit gewidmet. In diesem Sinn ist Elwood weit entfernt von der unbedarften Bilanz der «Amerikanisierung» verstanden als eine – im Sinne ihrer Befürworter – mit Erfolgen gespickten Geschichte. Nicht nur gab es viele Intellektuelle verschiedener Herkunft, die die Risiken und Verirrungen von Kulturtransfers oder -verschmutzungen, die den Charakter von richtiggehenden Invasionen annahmen, verunglimpften; weniger auffallend aber sicherlich effizienter war der Widerstand der führenden Klassen, auch derjenigen, die am ehesten bereit waren, den transatlantischen Bund im Sinne von wirtschaftlichen Beziehungen und vor allem von Beziehungen von Sicherheit im Kontext des «Kalten Krieges» zu stärken. Wie attraktiv die amerikanischen Neuerungen auch waren, so war ihre Übernahme von einem andauernden Vermittlungsprozess durch die gesellschaftlichen und politischen Eliten und einer Anpassung an die lokalen Traditionen und Notwendigkeiten geprägt. Der intensiv im Text diskutierte Fall des Fernsehens ist vielleicht das augenfälligste Beispiel; auf der wirtschaftlichen und sozialen Ebene waren beispielsweise die Auswirkungen der produktiven und logistischen Revolution komplex und kontrovers, die für die amerikanischen Techniker ein fundamentales Element bei der langfristigen Entwicklung des Marshallplans bilden sollte. Die Inspiration der jüngsten Literatur, das Bild einer reinen «Amerikanisierung» der Vorstellungswelt und des Lebens der Europäer aufzugeben und stattdessen die Vorstellung zu akzeptieren, dass viele materielle und kulturelle Erzeugnisse amerikanischer Herkunft zunehmend ihren ursprünglichen Sinngehalt verloren haben und – abhängig vom Kontext des Empfängers – mit neuen sozialen Bedeutungen gefüllt wurden, wird von Elwood aufgegriffen und erweitert.

Wenn der Text einen Mangel hat, so findet sich dieser im Abschnitt, der den 60er und 70er Jahren des 20. Jahrhunderts reserviert ist, und in dem sich – um es mit dem Autor zu sagen – «der einseitige Prozess der Amerikanisierung ... nun unabhängig von seinen Ursprüngen praktisch erschöpft hatte». Diese Frage geht über die reine Rückführung auf den Widerstand der 68er innerhalb des Westens hinaus, und ihre Verbindung mit der amerikanischen Herausforderung zu Beginn des Endes des Kalten Krieges bleibt unklar. Es handelt sich jedoch hierbei eher um Forschungsvorschläge als um einen Fehler des Bandes. Dieser hingegen stellt, dank eines flüssigen Stils und der Vielfalt an vorgestellten und untersuchten Persönlichkeiten, Ebenen und Sachzusammenhängen einen verpflichtenden Referenzpunkt für jede Studie zu den transatlantischen Beziehungen

dar, ist aber als Lektüre mit Sicherheit auch für ein größeres Publikum als die reinen «Spezialisten» interessant.

Giovanni Bernardini

(Aus dem Italienischen von Magnus Ressel)

Antonio VARSORI, *L'Italia e la fine della guerra fredda. La politica estera dei governi Andreotti (1989-1992)*, Bologna, Il Mulino, 2013, 270 S., ISBN 978-88-15-24425-3

Drei Jahre nach der Veröffentlichung seines wichtigen Bandes über Italien und den Aufbau Europas *La cenerentola d'Europa? L'Italia e l'integrazione europea dal 1947 a oggi* (Rubbettino 2010) veröffentlicht Antonio Varsori ein weiteres Buch über die jüngere Geschichte der italienischen Außenpolitik. Dieses Mal jedoch ist die Analyse auf eine kürzere, für die Geschichte Italiens und der internationalen Beziehungen aber höchst wichtige Periode begrenzt. Es handelt sich um die letzten drei Jahre des Kalten Krieges, eine Phase, die sich vom Fall der Mauer bis zum Vertrag von Maastricht erstreckt und sich – im Zeitraum vom Juni 1991 bis Juli 1992 – mit der Amtszeit der 6. und 7. Regierung Andreotti deckt.

«Wie reagierte Italien auf die Ereignisse, die eine radikale Veränderung der internationalen Politik brachten? Hatten diese Ereignisse möglicherweise einen entscheidenden Einfluss auf die Krise der 'Parteienrepublik'? Gab es von Seiten der politischen Führung Italiens ein hinreichendes Verständnis für die Auswirkungen, die das Ende des Kalten Krieges für das Land brachten? War der Vertrag von Maastricht wirklich der Sprengstoff, der die erste Republik zum Einsturz brachte?» (S. 14). Der Autor nimmt sich vor, auf diese Fragen eine überzeugendere und grundlegendere als die bislang hierzu vorgeschlagenen Deutungen zu liefern, indem er neue Dokumente in die Analyse mit einbezieht und sich vor allem einer erst seit wenigen Jahren zugänglichen Originalquelle bedient: des Nachlasses des Senators Giulio Andreotti, aufbewahrt im Institut Luigi Sturzo in Rom. Der Autor ist sich der Problematik und insbesondere der Einseitigkeit dieser Quelle bewusst. Varsori hütet sich in der Tat nicht nur davor, übereilte und zu definitive Aussagen zu den Überzeugungen des christdemokratischen Staatsmannes zu äußern. Durch gebührende Rücksicht auf den sich dauernd wandelnden internationalen Kontext und die Einbeziehung anderer entscheidender Verantwortlicher, unter diesen insbesondere Außenminister Gianni de Michelis, Finanzminister Guido Carli und die sogenannten «Techniker», meist der italienischen Zentralbank, Banca d'Italia, zugehörig

oder dieser wenigstens nahe stehend, wie Carlo Azeglio Ciampi und Tommaso Padoa-Schioppa, vermeidet er es zudem, die italienische Außenpolitik nur aus Sicht eines einzelnen Politikers heraus zu rekonstruieren.

Die Analyse von Varsori bestätigt die in der existierenden Literatur vorherrschende Meinung zu dieser Thematik, die davon ausgeht, dass das Ende des Kalten Krieges in entschiedenem Maße zur Krise des politischen Systems Italiens beigetragen habe, reichert diese aber durch eine stärkere Objektivität und vor allem neue Interpretationsansätze an. Besonders interessant sind die Überlegungen zu den destabilisierenden Folgen des Golfkrieges und der Jugoslawien- und Albanien-Krise auf die italienische Innenpolitik. Dem Autor zufolge waren die aufgrund dieser drei internationalen Krisen innerhalb der öffentlichen Meinung auftretenden Differenzen keine schlichten Meinungsverschiedenheiten über zufällige Themen der Außenpolitik. Sie spiegelten vielmehr die Verstärkung neuer Bruchlinien innerhalb des politisch-sozialen Systems, wie man die neu entstehende internationale Realität zu interpretieren habe, wider. In diesem Kontext schreibt der Autor der Neuausrichtung der italienischen katholischen Welt große Bedeutung zu, innerhalb welcher in einigen Unterströmungen eine vage anti-westliche und dritteltorientierte Berufung zum Vorschein kam, hauptsächlich in einen Dialog mit einer nicht mehr kommunistischen und nicht mehr von der Existenz der Sowjetunion bestimmten Linken zu treten. Die *Democrazia Cristiana* jedoch schien diese Veränderung nicht zu begreifen, da sie sich darauf beschränkte, das Ende des Kommunismus als eine Art von «Geschenk» zu betrachten, welches die Kommunistische Partei Italiens automatisch in die Krise bringen müsste. Im Gegenteil jedoch eröffnete das Ende des Kalten Krieges der nicht-kommunistischen Wählerschaft die Möglichkeit, nicht mehr für die traditionellen Parteien auf Basis einer schlichten Stimme «dagegen» zu stimmen. Diesbezüglich ist die Parallele eindrucksvoll, die der Autor zwischen Deutschland und Italien bezüglich der Bedeutung des Endes des Kalten Krieges zieht. «Wenn das Ende des Kalten Krieges in Deutschland mit dem Fall der Mauer und einem komplexeren und schwierigeren als anfänglich im November 1989 erhofften Wiedervereinigungsprozess zusammenfiel, bedeute das Ende des Kommunismus auch in Italien den Fall einer Mauer, freilich keiner physischen aber einer genauso realen und wichtigen psychologischen Mauer, die fünfzig Jahre lang das Land geteilt und dessen politische Agenda bestimmt hatte. Die erste Republik und ein Großteil ihrer politischen Führung wurden vom Fall dieser Mauer mit hinweg gerissen» (S. 245).

Weiterhin stellten solche Ereignisse nicht nur scheinbar festgefügte Loyalitäten innerhalb des Parteiensystems und, genereller, innerhalb der Gesellschaft in Frage, wodurch sie die politischen Gleichgewichte innerhalb des Landes destabilisierten,

sie trugen auch dazu bei, die Verhandlungsposition der italienischen Regierung im Verlauf der Maastrichter Verhandlungen substantiell zu schwächen, wo es am Ende vor allem dem inzwischen wiedervereinigten Deutschland gelang, seine Positionen geltend zu machen, indem es sowohl sein Modell einer Zentralbank mit einer anti-inflationären Ausrichtung als auch wirtschaftlich und fiskalisch rigorose Konvergenzkriterien durchsetzte, um die Inflationsunterschiede zwischen den Mitgliedsländern zu reduzieren und die weniger tugendhaften unter diesen zu einer rigiden Haushaltsdisziplin in Hinblick auf die Endphase der Währungsunion zu zwingen. Hier entwickelt der Autor einige der Thesen, die er bereits im Band von 2010 dargelegt hatte, indem er alle Mängel und Grenzen eines Landes und vor allem einer Klasse an Politikern aufzeigt, die nicht imstande waren, sich in die Machtbeziehungen einzufügen, die die verschiedenen «Motoren» der europäischen Einigung antrieben. Obwohl es eine weitverbreitete Überzeugung innerhalb der führenden Klasse Italiens um die Notwendigkeit gab, die europäische Integration bezüglich der eigenen internationalen Position und nationalen Interessen zu gestalten, gab es laut Varsori nur wenige Politiker, die verstanden, dass die «äußere Bindung» von Maastricht deutlich straffer war als diejenige, die 1978 mit dem Europäischen Währungssystem akzeptiert worden war. Die Überlegungen zu einer Wirtschafts- und Währungsunion banden sich tatsächlich von Seiten Europas an die Akzeptierung eines mit einem strikten Regelwerk verbundenen internationalisierten globalisierten Wirtschaftssystems, das von den wirtschaftlich stärkeren Nationen geführt werden würde, unter diesen an erster Stelle von Deutschland und eben nicht von supranationalen Organen, wie die Kommission und Italien gehofft hatten. Der Autor geht sogar noch über die These einer «verpassten Gelegenheit» hinaus. Laut ihm mangelte es grundsätzlich innerhalb der herrschenden Klasse und der Gesellschaft an einer vertieften Debatte zu den Gründen weshalb Italien einen Vertrag unterschreiben sollte, der sich im Verlauf der Zeit als ein nicht immer adäquates Instrument für die Wahrung der nationalen Interessen Italiens erweisen sollte. In diesem Kontext werden vom ihm sowohl die Betonung eines mehr proklamierten als praktizierten Europäismus, als auch die einzigartige Einstellung der politischen Führungsschicht Italiens betont, ein maßloses Vertrauen in die eigenen Kapazitäten zu besitzen, die Situationen zur eigenen Gunst zu wenden, dessen ungeachtet aber sich bei auftretenden Schwierigkeiten den «Technikern» anzuvertrauen.

Damals jedoch liefen die Dinge nicht wie erhofft, bis hin zu dem Punkt, so schließt Varsori in den letzten Zeilen seines Buches, dass «die politische Klasse der ersten Republik, vor allem innerhalb der Regierung, dermaßen europäisch war, dass sie nicht nur einen substantiellen Teil der Souveränität des Landes aufgab, sondern auch auf diese Weise, entscheidend vom Ende des Kalten Krie-

ges befördert, die Zerstörung des von ihnen selbst seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges aufgebauten politischen Systems mit begünstigte».

Letztlich bietet der Band von Varsori nicht nur eine punktgenaue Rekonstruktion der auswärtigen Politik Italiens in einer entscheidenden Phase der Geschichte der internationalen Beziehungen, sondern er bietet auch ein tiefgreifenderes Verständnis für die Umstände des Untergangs des in der Nachkriegszeit entstandenen politischen Systems Italiens, und damit für die Gründe der dramatischen Geburt einer zweiten Republik.

Gabriele D'Ottavio

(Aus dem Italienischen von Magnus Ressel)